

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2.50 M.
Für den Postweg 3 M. für das
Quartjahr. Die halbjährliche
Bestellung bedingt den
Postzuschlag.

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die halbjährliche Bestelung
des Anzeiger-Blaues 2.50 M.
Für die halbjährliche Bestelung
des Anzeiger-Blaues 2.50 M.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition:
Halle, Schulstraße 57.

Halle a. S., Donnerstag 29. August 1895.

Verleger:
Gebrüder C. G. Reichenow.

Telegramme.

Wien, 29. August. Die Schließung gegen Oesterreich-Ungarn wegen der Behinderung des serbischen Handels nimmt den Serben zu, das die Kaufleute ihre Geschäftsverbindungen mit österreichisch-ungarischen Firmen abbrechen und sich an das deutsche Geschäft wenden, um Umfassung deutscher Firmen zur Deckung des nötigen Warenbedarfs.

Wegen Störung der telephonischen Zeitung konnten uns die letzten Depeschen nicht übermittelt werden.

Russische Fehlmensfüchchen.

Eine ungewöhnliche Meldung kommt aus Petersburg. Hier nach hat Herr Conon wegen seines Buches über den Minister Witte und die russischen Finanzen aus dem russischen Unternehmungsverbande ausgeschlossen. Der Mann muß also etwa ganz außerordentlich Schlimmes begangen haben, wenn man ihn bestraft behandeln kann. Er war Professor der Physiologie an der Petersburger Universität, mußte aber seine Stellung wegen eines Artikels mit einem Studenten verlieren, der ihn ohnehin wohl mehrere seiner Vorlesungen der Polizei denunziert hatte. Von Petersburg ging Conon nach Paris, faule und leitete hier den „Gaulois“, übernahm dann die „Revue“, und ist noch ihr Mitarbeiter obwohl er sie nicht mehr leitet. Er hat bis vor Kurzem als Agent der russischen Regierung agiert, und sein politischer Einfluß muß in der That hervorragend gewesen sein. Er wird kein seine überaus engen Beziehungen zu der russischen Hofgesellschaft in Paris, zu dem verstorbenen Raslow und sogar zu dem verstorbenen Jaren persönlich. Er selbst hat sich gerüht, durch ein Schreiben an den Jaren, worin er die Missstände des Reiches aufgedeckt haben will, den Sturz dieses Ministers herbeizuführen zu lassen. Unten rüchelt er schon es den Kennern dieser Verhältnisse, als Herr Conon sein oben erwähntes Buch über Herrn Witte herausgab. Nach russischer Seite sind einige Bemerkungen. Am 28. veröffentlichte der „Figaro“ eine von dem russischen Hofstaat ausgehende Notiz, wonach das Petersburg, „Bulletin für Finanzpolitik“ erfahren hat, es werde in Paris ein Buch erscheinen, das für das russische Budget ein Defizit von mehreren hundert Millionen herausbringe. Sollte dies Buch nicht spätestens am 1. März in den Handel gelangen, so werde das „Bulletin für Finanzpolitik“ es seinerseits in Petersburg drucken lassen, um es unentgeltlich seinen Abonnenten auszusenden. Welche aber dieses Buchs dieses Ministers herbeizuführen zu lassen. Unten rüchelt er schon es den Kennern dieser Verhältnisse, als Herr Conon sein oben erwähntes Buch über Herrn Witte herausgab. Nach russischer Seite sind einige Bemerkungen. Am 28. veröffentlichte der „Figaro“ eine von dem russischen Hofstaat ausgehende Notiz, wonach das Petersburg, „Bulletin für Finanzpolitik“ erfahren hat, es werde in Paris ein Buch erscheinen, das für das russische Budget ein Defizit von mehreren hundert Millionen herausbringe. Sollte dies Buch nicht spätestens am 1. März in den Handel gelangen, so werde das „Bulletin für Finanzpolitik“ es seinerseits in Petersburg drucken lassen, um es unentgeltlich seinen Abonnenten auszusenden. Welche aber dieses Buchs dieses Ministers herbeizuführen zu lassen.

Widerlegung des Buches von Herrn von Conon. Die betreffende Nummer ist aber nicht nach Paris gedrungen, wo man sich für die Sache klar zu interessieren begann und die Sache Conon zu widerlegen war, beweist der jüngste Schlag gegen ihn, seine Aufhebung aus dem russischen Unternehmungsverbande auf den Bericht der Minister für Justiz, Finanzen und Inneres erfolgt ist. Die einzige Wirkung dieses Schrittes wird sein, daß man sich jetzt Conon's Buch genau ansehen wird, nachdem es schon halb in Vergessenheit gerathen war.

Conon geht mit einer für die russische Finanzpolitik höchst unabweimenden Sachkenntnis auseinander, mit welcher Meisterlichkeit dort die Defizits in der Verrechnung verschwinden, wie die Finanzlage in der besten Weise gefälscht wird. Er nennt Herrn Witte den geriebentesten und kunstfertigen aller Fälscher. Er stellt zum Beweise einige überaus starke Stücke mit. Zur Deutung der Kosten des russisch-türkischen Krieges nahm die Regierung u. A. ihre Zusage zu einer Anleihe von 1600 Millionen Francs bei der russischen Reichsbank, die dafür ermächtigt wurde, neue Banknoten bis zum Betrage dieser Summe auszugeben. Entsprachen den für die Zurückzahlung der Anleihe erlassenen Umläufen von 1881 und 1884 hätte die letzte Banknote der außerordentlichen Emission von 1600 Millionen schon im Jahre 1889 verbrannt werden müssen. Aber die 1600 Millionen Papiergeld sind nach wie vor im Lande im Umlauf! Witte selber giebt das zu. In den Erläuterungen zum Budget für 1893 erklärt er, daß er 370 Millionen dieser Banknoten für den Bau der russischen Eisenbahnen verwenden werde, und daß die Banknoten, die jetzt nicht verbrannt seien, angeht die Unmöglichkeit, sie zu thun, ohne Handel und Industrie zu belästigen. Weiter wirft Conon dem Finanzminister vor, 400 Mill. Francs in Gold der Reichsbank entnommen zu haben, um das Budget für 1893 in's Gleichgewicht zu bringen. Am 1. März 1893 betrug die Bilanz der Reichsbank rund 828 Mill., am 8. März desselben Jahres nur 418 Millionen! Wo sind die fehlenden Millionen hingekommen? fragt Herr Conon. Sie sind einfach zur Verschleierung des Defizits gebraucht worden. Der Verfasser sagt in seinem Buche: „Dieses ganze fiktive Budgetgebäude, das zusammengeknüpft ist aus heimlichen Emissionen, aus Anleihen auf Eisenbahn-Aktien, aus ungenügenden Conversionen und unanständigen Anleihen, wird an dem Tage zusammenstürzen, wo infolge irgend eines zufälligen Umstandes der Rubel und die russischen Werthe trotz der Bemühungen des Spindlers im Laufe sinken sollten.“

Deutsches Reich.

Der Kaiser trifft in Dömitz am Freitag früh kurz nach 8 Uhr ein und wird sichtlich der Stadt der Verfassung der Cavalierdivision durch den General der Cavallerie, v. Krosigk, bewillkommen. Die Truppen darauf bei einer Parade selbst führen und später beim 2. Pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 9 das Frühstück einnehmen. Nach demselben erfolgt die Audienz.

Die Einweihung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche wird unter sehr glänzenden Feiern stattfinden, jedoch bei strenger Kälte sperre vor sich gehen. Mehrere hundert Personen werden vorausichtlich bei dieser Gelegenheit betört werden.

Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht die Ernennung des

Freiherrn von Hauke zum Director der Preussischen Central-Genossenschafts-Kasse unter Beibehaltung des Ranges eines Hofrathes zweiter Klasse sowie des Amtscharakters als Präsident.

Wenn der Staatsanzeiger gestern eine königliche Verordnung veröffentlicht, durch welche die nächste Veranlagungszeit für die Ergänzungsteuer des Steuerjahres vom 1. April 1896 bis 31. März 1897 bestimmt wird, so geschieht dies, weil die Ver. l. v. l. d. h. sich vernehmen lassen, weil das Ergänzungsteuergesetz noch für die nächsten drei Jahre die Bestimmung über die Länge der Veranlagungsperioden königlicher Verordnung vorbehalten hat. Vom 1. April 1899 ab muß die Veranlagung der Ergänzungsteuer für eine Periode von drei Jahren erfolgen. Der Entwurf zum Ergänzungsteuergesetz, wie ihn jetzt die Regierung dem Landtage vorlegt, enthält die Bestimmung der Veranlagung für ein Jahr, bezieht jedoch königlicher Verordnung die Ausdehnung auf zwei oder drei Jahre vor. Der Gedanke, die Veranlagung zur Ergänzungsteuer auch zu regeln als bejagende die Einkommensteuer, war durchaus berechtigt, schon aus dem Gesichtspunkte, weil das Vermögen der einzelnen Steuerpflichtigen in seinem Bestande jährlichen Schwankungen und Veränderungen nicht in dem gleichen Maße unterworfen ist, wie das Einkommen. Die Gründe für eine längere Veranlagungsperiode bei der Ergänzungsteuer waren so einleuchtend, daß der Landtag die im Regierungsentwurf enthaltene Vorbestimmung für ein Jahr beibehalten und nur festsetzte, daß die erste Veranlagungsperiode ein Jahr betragen und für die drei nächsten Jahre die Bestimmung königlicher Verordnung vorbehalten sollte. Die letzteren Ausnahmen waren infolge gerechtfertigt, als die ersten Veranlagungen einer neu eingeführten Steuer nicht den erreichten Grad der Vollkommenheit zu besitzen vermögen und deshalb die Veranlagungsperioden allmählich ausgedehnt werden durften. Die Regierung hat nunmehr auch noch die zweite Veranlagungsperiode der Ergänzungsteuer auf ein Jahr festgesetzt. Man wird aber wohl in der Annahme nicht irren, daß, falls sich nunmehr eine glatte Veranlagung ergibt, daß die dann folgende Periode eine zweijährige sein wird. Es würde sich eine solche auch als Uebervorteil zu dem dann unter allen Umständen eintretenden dreijährigen Veranlagungsperiode empfehlen.

Zu der Beschimpfung des Kaisers Wilhelm I. durch die socialdemokratische Presse schreibt die „Nat.-Ztg.“:

Nach § 189 des Strafgesetzbuches wird die Beschimpfung des Anstandes Verleumdung unter Umständen mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft; die Verleumdung tritt aber nur auf Antrag der Eltern, der Kinder oder des Ehegatten des Verleumdeten ein. Ist somit bereits eine Beschimpfung des Anstandes Kaiser Wilhelm's I. kaum mehr möglich, nur die Großherzogin von Baden wäre noch zur Stellung eines Staatsanwaltes berechtigt, und sie wird mit einer derartigen Zumuthung nicht angehen wollen.

Der Bund der Landwirthe hat den Reichsanzeiger das Gesicht unterbreitet, die Aufhebung der bisherigen Vollständigung der Gewerbesteuer infolge, als dieselben einzelne Städte ausgegliedert Reichs in Mengen von nicht mehr als zwei Kilogramm, nicht mit der Post eingehend, selbst einbringen dürfen, aus veterinärpolizeilichen Gründen zu unterlassen.

Der deutsche Katholikentag setzte gestern seine Verhandlungen fort, ohne damit einen Anhaltspunkt für die Nothwendigkeit praktischer Ergebnisse, zu liefern. Man kann schon jetzt sagen, daß die Weltentzwei, die er zur Zeit aufwirft, eben nur Weltentzwei sind, die ipso facto im Uferlande verlaufen werden. Auch die Rede des Landtagsabgeordneten Dr. Bachem kann nur das eine Echo nachrufen: „Genuß der Worte! Thaten! Laßt uns Thaten sehen! In München und Straßburg find die Erinnerungen an die letzten Reichstagsversammlungen

Die Macht der Gewohnheit.

Eine nachdenkliche Geschichte.

Meine Frau hat einen gewissen Hang zur Statistik und Volkswirtschaft. Weist wählt sie für die zeitgemäße Meinung die Gegenstände aus ihrem eigenen Heide. Es macht ihr Vergnügen, ab und zu ein paar Zeilen ihres Wirtschaftskundes miteinander zu vergleichen und auf Grund sehr verschiedener Zahlen festzustellen, daß z. B. der Verbrauch an Mineralwasser in unsemr Haushalt regelmäßig im Sommer stärker ist als im Winter, während umgekehrt die Verbrauchsumme für Petroleum sich gegen den Winter hin zu heben pflegt. Warum soll ich ihr diese Vergnügen trüben, zumal es nichts kostet? Ich habe mir sagen lassen, daß moderne Staaten ganze statistische Bureaus unterhalten, um ähnliche Thatigkeiten im großen Stil wissenschaftlich feststellen zu lassen. Und meine Frau befragt es, wie gelangt, in ihrem Kleinhaat ganz unvollständig.

Vorigen Sommer trat sie eines Nachmittags in mein Arbeitszimmer, in der Hand einen mit Zahlen bedeckten Zettel. Ich dachte, das heißt, ich hatte eben den Anfang eines Gedichtes zum nächsten Male aufgeschrieben und dann das Wort zu seinen Vorgängern in den Papierkorb geworfen, weil sich mir von der Straße her die Zimmerzeile einer unglücklich vermittelten Drehorgel in das hohe Oeffener der Mufe drängten. Nun denke dir mal, was ich da ausgerechnet habe, begann meine Frau, mit dem befriedigten Blicke eines Gelehrten, der sich und die Welt um eine große Erfindung reichert.

Ich fürchte, Liebchen, die Kaune unterer Fleischerrechnung weist dir deine ganze Berechnung nächste Woche doch wieder über den Haufen, erwiderte ich nach einem flüchtigen Blick auf das Zahlengeimmel. Denn ich glaube, es handle sich wieder einmal um einen Verzug meiner Frau, das Wort und Wieder der Fleischerpreise auf eine Art von Jahrescurve, wie die Gelehrten das ja wohl nennen, zurückzuführen. Mit diesem Problem beschäftigt sie sich schon lange.

Ach, wer denkt denn an die Fleischerpreise? versetzte sie ungeduldig. Doch du denn nicht den Orgelmann gehört? Es ist der mit dem Stelzfuß, weißt du. Er kommt ja jeden Donnerstags Nachmittags hier durch unsere Straße, und ich habe ihn oft recht beobachtet, wenn er so in Wind und Wetter da stand und darauf los drehte. Aber jetzt sieht mich die Sache ganz anders aus. Weißt du auch, daß der Mann soviel verdient wie ein Amtsräthler in den ersten Jahren? Wenn ich mir dagegen das ungenügende Loos eines Schrift-Fers bedente...

Ich sah meine Frau wohl etwas erschrocken an. Sollte sie auf Grund ihrer Berechnungen wünschen, daß ich meinen Beruf wechselte und zur Drehorgel griffe?

Ja, sie nur mal, dachte ich und breitete den Zettel vor mir aus. Ich habe den Mann diesmal auf seinen Gang durch unsere Straße genau beobachtet, zum Fünften aus, wo ich gerade an meinem Häufchen lieg. Dann nur leben Stunden unter dem Haus brandet er gerade zwanzig Minuten oder ein Drittel davon. An fünfzehn Häusern hat er etwas bekommen. Weist wohl ein Zweipennstück, Einpennstück gibt es ja überhaupt kaum, und mannde, wie z. B. der Student neben uns in zweiten Stock werfen ihm auch einen Nickel herunter. Also sagen wir: im Durchschnitt drei Pfennig. Untere Straße von der Ecke hierher hat dreißig Häuser. Also bekommt er in jedem zweiten Hause etwas und im ganzen alle zwanzig Minuten 15 mal 3, das ist 45 Pfennig, das macht auf die Stunde eine Mark und 25 Pfennig.

Eine Mark und 35 Pfennig, Kind, verbeistete ich schüchtern. So? erwiderte sie und redete nach. Na, das ist gleichgültig. Die Kaufkraft ist, wenn der Mann nur leben Stunden jeden Tag zu weiter macht, so verdient er täglich ungefähr 8 Mark 42 Pfennig - bitte, unterricht mich nicht, ich habe es ausgerechnet - und das macht im Jahr noch etwas mehr als unser Freund Otto geht im zweiten Jahr als Amtsräthler hat. Und dabei hat: Otto für Frau und Kind zu sorgen und muß repräsentieren, weil er ja doch in seinen Töchtern die Hauptperson neben dem Bürgermeister ist. Ich meine, da sollte der Staat eingreifen, und jedenfalls sieht ich mich mal gelegentlich nach den Verhältnissen dieses Orgelmanns erkundigen.

Das thust du nur ja, sagte ich. Und sah doch mal so unter der Hand anfragen, wie viel der Mann jährlich an Fiskus unterrichtet unter der Bedingung, daß er nicht mehr durch unsere Straße geht. Weidlich bringen wir die Summe durch Einbeziehung in den fünfzehn Häusern auf, wo er jetzt nichts bekommt. Die Drehorgel ist ja laut Heinrich Seidel die Musik der armen Leute, und ich habe gerühmlich nichts dagegen, aber hier draußen in unserer sogenannten Villenvorstadt, wo jedes Haus ein bis zwei Klaviere aufweist, könnten wir sie doch entbehren. Ich möchte wohl wissen, ob Verbi den Troubadour komponirt hätte, wenn er vorher nur einmal im Traume gehört hätte, wie dem selbsterfüllten Zukunftsmillionär da draußen das Willere aborgelt. Dabei gehen selbst einem geborenen Dichter die Haare aus.

Du, sagte mir meine Frau etliche Tage später beim Früh-

stück, ich habe mich auch nach dem Orgelmann erkundigt. Die Gemüthsart hat mir alles ausführlich erzählt, er wohnt ja bei einer Bode von ihr, draußen auf dem Dorf, in dem Jagenshall, den sie ihm als Schlafstelle eingerichtet hat, für fünf Mark monatlich. Denke Dir, da haust dieser Mann nun schon fünfzehn Jahre, und mit der Orgel geht er schon zwanzig Jahre herum, seit dem Unfall, wo er den Fuß verlor. Die Frau sagt, er sei das Noedrehen schon längst herlich satt und thue es ordentlich mit Widerwillen, und ich meine, das sieht man ihm auch an. Er will es aber weiter treiben, bis er soviel zusammengeparbt hat, daß er sich ein Häuschen draußen im Dorf kaufen und da von seinen Fingern leben kann. Und dann will er Hosen ziehen. Das ist so sein Ideal, was es scheint; und die Frau meint, jo in drei, vier Jahren wäre er soweit.

Schade, daß es so lang dauert, sagte ich. Ach ja, seufzte meine Frau. Denn mal, wenn wir erst se weit wären. Wenn wir von unseren Renten leben könnten. Wir sind ja glücklich - aber wenn Du dich nicht mehr abgeben müßtest und brauchtest gar nicht mehr darauf zu sehen, was Dir die Arbeit einbringt, und konntest dichten, wann und wie es Dir paßte. Und wir hätten dann so ein Häuschen, - weißt Du, in den Töchtern oben im Rheingau, wo es Dir so gut gefällt. Oder vielleicht gingen wir auch nach Italien, nach Capri vielleicht, oder an den Comer See. In Italien soll es ja jetzt so ungemün billig sein, wenn man deutliches Geld mitnimmt. Aber ich fürchte, wir werden es wohl zeitweilen nötig haben.

Na, tröstete ich die Bekümmerte, weißt Du, vielleicht finden wir einmal einen Schatz. Du hast ja auch ein Armenloos zum Tombau genommen, und in drei Tagen ist Fehlsung, wer weiß, ob Du nicht den Hauptgewinn machst.

Ich wollte ich hätte das lieber nicht gesagt; denn während der nächsten Tage befand sich meine Frau in einer wachsenden Unruhe, die sie vergebens vor mir zu verbergen suchte. Am Donnerstag erreichte die Aufregung ihren Höhepunkt. Von zwei Uhr Mittags an wich meine Frau nicht mehr vom Fenster. Wo nur der Orgelmann heute bleibt? seufzte sie verlegen. Er kommt doch sonst um diese Zeit. In Wirklichkeit aber lauerte sie auf die Zeitung, welcher heute die Gewinnliste beiliegen sollte. Als der Zeitungsjunge in Sicht kam, stürzte sie an den Briefkasten. Da ist die Zeitung, rief sie gleich darauf und reichte mir das Blatt durch die Thürspalte ins Zimmer, die Gewinnliste aber hatte sie bereits für sich herausgenommen.











# Halleſcher Courier.

Tägliche Unterhaltungs-Beilage der Halleſchen Zeitung.

N. 202.

Halle a. S., Donnerstag den 29. Auguſt

1895.

[Nachdruck verboten.]

## Irwege.

14) Original-Noman von H. Erlin.

Räthe ſchüttelte traurig den Kopf. „Du biſt alſo wie alle Adah, aber ich werde es niemals ſein. Sieh, als ich noch ein Kind war und nichts vom Leben verſtand, ſagten die meiſten Leute, welche mich kennen lernten, ich wäre hübsch und talentvoll. Ob das alles die Wahrheit war, wußte ich damals noch nicht aber gemerkt habe ich mir jedes Wort. Ich lernte und ſtrebte mehr als meine Genoffinnen; nicht aus Liebe zur Arbeit that ich's, nein aus Ehrgeiz, aus Stolz. Das Lob, welches man mir ſpendete, nahm ich als etwas Selbſtverſtändliches, als den Lohn für mein Streben hin. Heute natürlich weiß ich, daß man Kinder lobt, um den Eltern zu ſchmeicheln. Mich lobte man mehr als zu viel. Raam hatte ich Jemanden ein Liedchen vorgetrallert, ſo war man entzückt von meiner Stimme und ſprach die Zuverſicht aus, ich könnte ein neuer Stern am muſikaliſchen Himmel werden. So ging's mit Allem. Und jetzt, wo ich glaube, beweisen zu können, daß ich Großes vermöchte, da mußte ich mich vor aller Welt blamiren und mich demüthigen laſſen. Iſt das nicht entſetzlich, Adah? Meine Bekannten, die mich vorher beneideten, ſpötteln über mich. Ich aber habe Ehrgeiz, Adah, ich muß die Scharte ausweken, ich muß beweisen, daß ich mehr bin, als ich zu ſein ſcheine. Aber womit ſoll ich's zeigen? Ja, wäre ich reich! Weißt Du, Adah, viel Geld iſt beinahe ſo viel werth als Berühmtheit. Du, ob wohl Edgar von Salten viel Geld hat?“

Adah lächelte fein. „Warum nicht?“ war ihre Antwort „Aber, wenn Du immer hübsch thuſt, was die Mutter ſagt —“

„Ach, die Mutter!“ Räthes Augen blitzten und ſie ſprang lebhaft von ihrem Seſſel auf. „Siehſt Du nicht, wie verändert ſie gegen mich iſt ſeit dem Konzert? Sie traut mir nichts Rechtes mehr zu.“ Räthe ging unruhig im Zimmer auf und ab, während Adah leuſend ihren alten Platz einnahm.

„Du biſt eben ſonderbar, Räthe. Wir ahnt, Du ſiehſt an Deinem Scheidewege, Kind.“

Räthe hielt in ihrer Wanderung inne und wieder irrte ein Lächeln, das Adah nicht verſtand, um ihre Lippen. „Meinſt Du wirklich, Adah? Und das Leben kann doch ſo schön ſein, ſagte Winolf Jaffe!“ Stürmisch eilte Räthe auf die Schweſter zu und erſtickte ſie faſt mit ihren Liebköſungen. „Adah, Adah, es war ja alles Dummheit, was ich vorhin ſchwatzte und bitte, ſage der Mutter nichts davon. Man kann doch mal ein Biſchen träumen? Zum Beiſpiel von glänzenden Geſellſchaften, wie du bei der Waldner. Man kann ſich ſogar ſolch ein berauschend ſchönes Leben in Glanz und Licht wünſchen, nicht wahr? Na, und das elende Leben muß doch auch einmal ein Ende haben!“

Adah ſagte jetzt an, ſich über ihre Schweſter zu ärgern, weil Räthe nicht wußte, was ſie wollte. „Sag' einmal bloß um Himmelswillen, Mädchen, was Dir eigentlich hier zu Hauſe fehlt — wie?“

Räthe warf ſich wieder in den Lehnſtuhl und blinzelte mit den Augen. „Die Sonne! . . . das Licht . . . die Luft — Alles fehlt mir hier, Adah,“ flüſterte ſie. Dann gähnte ſie, reckte ihre ſchlanken Glieder hin und her und meinte, verdrießlich: „Ach, Du verſiehſt mich doch nicht. Was rede ich mir da die Zunge lahm! Laß mich nun, ich bin müde.“

„Es ſtände Dir weit beſſer, wenn Du weniger egzentriſch wäreſt, Räthe!“

Die Schweſtern ſprachen nicht mehr miteinander. Räthe ſchlief im Lehnſtuhl und Adah ſtückte, bis die Mutter heimkehrte.

Edgar von Salten war in letzter Zeit weniger als früher mit Räthe Verſon zuſammengeworren. Trozdem war ihm ihr ſcheues, verändertes Weſen und ihr gereifteres, trübsinniges Ausſehen unangenehm aufgefallen. Auch hatte er zu ſeinem Erſtaunen bemerkt, daß Räthe ſtets glühend roth wurde, wenn ſeine Blicke das übrige begegneten oder wenn er ſich im Geſpräch mit ihr

befand. Was bedeutete das Alles? In der Seele dieſes Kindes ging etwas vor. Schämte ſich Räthe etwa vor ihm, weil er wußte, daß er damals dem Konzert beigewohnt hatte und Zeuge ihres Mißerfolges geweſen war? War es ihr zu peinlich, gedemüthigt vor den Warner hinzutreten, deſſen Rühmungen ſie früher ſiegesberuſt verlacht hatte?

Fürchtete ſie etwa den Spott Deſſenigen, der ſie mit jeder Faser ſeines Herzens liebte? Oder war es gar möglich, daß ſie ſeine Neigung ahnte und ſie erwiderte? Edgar ſtrengte ſeinen Kopf vergeblich an, um ſich Räthes verändertes Benehmen genügend erklären zu können. Um dieſer qualenden Ungewißheit ein Ende zu machen, beſchloß er, ſobald es die Gelegenheit geſtattete, ſich dem jungen Mädchen zu erklären. Lange genug hatte er ſeine Gefühle ſchweigend in ſich getragen; mußte er ſie doch damals, wo Räthe nur Sinn und Aufmerkſamkeit, nur Seele und Gedanken für ihr Studium hatte, für hoffnungslos betrachten. Jetzt aber war die Bahn frei. —

Gegen Nachmittag eines trüben, regneriſchen Tages ſchritt ein Mann von großer, ebenmäßiger Figur, im langen, dunklen Havelock, eilig die Friedrichsſtraße entlang.

Den Kragen ſeines Mantels hatte er bis an die Ohren emporgezogen; unter dem weichen Filzhut, der tief in die Stirne gedrückt war, quoll an den Seiten das dicke, ſchwarze Haar hervor und umgab ein Geſicht, das auffallend ſcharf ausgeprägte, regelmäßige Züge, eine breite, gewölbte Stirn, gebogene charakteriſtiſche Naſe und feurige, dunkle Augen aufwies. Das geſammte Aeußere, Mienenſpiel und Bewegungen des jungen Mannes machten einen etwas theatraлиſchen Eindruck. Winolf Jaffe war Maler. Zwei Landſchaften, die er ausſtellte, hatten ſenſationellen Erfolg und dem jugendlichen Künſtler einen angeſehenen Namen verſchafft. Doch wie es oft der Fall iſt, daß frühzeitiger Erfolg die Thatkraft lähmt, die Leiſtungen oberflächlich werden läßt, ſo war es mit Winolf Jaffe gegangen. Er ſonnte ſich in den Strahlen der Anerkennung, die ihm zu Theil wurde, und dachte nicht daran, durch neue Leiſtungen den auf ihn geſetzten Hoffnungen zu entſprechen.

Jetzt, wo der Ehrgeiz befriedigt ſchlummerte, fehlte ihm die Ausdauer; er verlor ſich in Ausſchweifungen aller Art und vergaß im Verkehr mit dem fahrenden Künſtlervolke die Kunſt. Zuweilen ſtellten ſich auch wohl Augenblicke ein, in denen ihn Neue und ein Gefühl wie heißer Schaffensdrang übermannten, ſo daß er muthig, mit beſten Vorſätzen ſeine Arbeit wieder aufnahm. Doch die Begeiſterung, die wahre künſtleriſche Theilnahme für ſeine Werke, wollte ihm nicht mehr kommen und oftmals träumte er ſehnſüchtig an ſeiner Staffelei von einem Weſen, das ihn durch ſeinen guten Einfluß wieder auf die Bahnen edlen Schaffens zu leiten vermöchte. Ein Unglück aber war es für ihn, daß die Stunden, in denen ihn ſein eigenes Treiben anſtellte, nur allzu bald vergingen. Der Verführung süße Lockruſe genügte, um ſeine Besserungsvorſätze über den Haufen zu werfen und ihn ſelbſt wieder in den Morast eines zügelloſen Lebens zu ziehen. Winolf Jaffe hatte es nicht nöthig, mit ſeinen Ausgabern zu kargen, obwohl ſein Vater, ein amerikaniſcher Farmer, in Noth und Glend geſtorben war. Der Kummer um den einzigen Sohn, der als kaum zwanzigjähriger junger Menſch heimlich mit einem Mädchen davongelaufen war, deſſen Eltern die Verbindung ihrer Tochter mit dem Farmersſohn nicht zugeben wollten, hatte dem alten Manne zeitig die Augen zugebrückt.

Winolf Jaffe indeſſen hatte ſich gleich nach ſeiner Ankuſt in Europa wieder von dem Mädchen, mit dem er aus der Heimath geſlohen war, getrennt, weil's ihm zu läſtig geworden war, für ſeine Gefährtin ſorgen und arbeiten zu müſſen. Es gab ja noch genug andere Schönheiten auf der Welt. Deſwegen war es ihm leicht geworden, die Arme, die ihn grenzenlos leiſenſchaftlich liebte und völlig mittel- und hilflos im fremden Lande daſtand, heimlich zu verlaſſen. Wie feige und erbärmlich ſeine Sandlunagsweiße dem unglücklichen Mädchen gegenüber geweſen war, hatte er ſich niemals eingeſtehen wollen. Der Drang, unabhängig zu

werden und seine erlangte Freiheit völlig auszubeuten, hatte alle besseren Gefühle in ihm erstickt.

Jetzt aber hatte Winolf Jaffe allen Grund, mit der Starriere, die er in Europa gemacht hatte, vollauf zufrieden zu sein. Es war ihm gestattet, ein Leben im Wohlstand zu führen, sein Name wurde geehrt und geachtet, er verkehrte in den besten Gesellschaften und galt überall als ein Mann von vornehmen Stande. Niemand wußte, das Winolf die Stellung, die er gegenwärtig in der Gesellschaft einnahm, seinem väterlichen Freunde und Gönner Mr. Harry Glover verdankte, in dessen Gesellschaft er täglich gesehen wurde. Die Leute meinten, der alte, grauköpfige Haqefolz, der allgemein für den Onkel des jungen Malers gehalten wurde, sei ein Sonderling, worauf sich ihre Annahme gründete, wußten sie selbst nicht zu sagen. Auch Winolf Jaffe nannte Mr. Harry Glover im Stillen oft einen Sonderling, denn wie sollte er es sich sonst erklären können, daß der alte Mann für den Amerikaner, den er vor etwa acht Jahren als armfeliges Stubenmaler in England kennen gelernt, ein solches Interesse gefaßt hatte, daß er ihn auf die Kunstakademie zur weiteren Ausbildung geschickt und ihn, da der erste Erfolg Winolf's Namen bekannt gemacht, an Sohnes statt zu sich ins Haus genommen hatte? So vermochte nur ein Sonderling zu handeln! Doch dem jungen Maler war es recht, auf Anderer Kosten ein üppiges Leben im Glanze führen zu können.

Der alte, reiche Engländer aber wußte, was ihn an den jungen Künstler fesselte. Nicht allein das sympathische Wesen Winolf Jaffe's machte ihn zum Liebling des alten, einsamen Mannes, der sich danach sehnte, in ihm die Freude und Stütze seines Alters zu sehen, sondern Mr. Glover, der selbst ein großer Kunstenthusiast war, bildete sich etwas darauf ein, daß er es gewesen war, der seines Günstlings Talent entdeckt hatte. Nun machte er es sich zu seiner Aufgabe, Alles zu thun, um diesem Talente die Entfaltung und Entwicklung zu erleichtern. Große Reisen hatte er mit dem jungen Maler unternommen, hatte ihm die Kunstschätze Italiens gezeigt und ihn zu bedeutenden Künstlern in die Schule geschickt. Der Dank Winolf's für Alles, was

sein Gönner für ihn gethan, hatte darin bestanden, nach großen Erfolgen zu streben. Als er sie aber erreicht hatte, war er gleichgiltig gegen seine Arbeit geworden, zum großen Kummer Mr. Glover's, der sich aber schon so innig an seinen Günstling angeschlossen hatte, daß er sich jetzt, trotzdem er wußte, daß Winolf leichtsinniger denn jemals lebte, nicht mehr gern von ihm trennen mochte. Auch war er der Meinung, daß der junge Mann durch guten Einfluß seiner Kunst immer noch zu reiten wäre.

Das war die Lebensgeschichte Winolf Jaffe's, der soeben in ein vornehmes, villenartig gebautes Haus eintrat. In der ersten Etage lagen die vier elegant möblirten Zimmer, die er in Gemeinschaft mit Mr. Glover bewohnte. Eine alte, brave Wirthschafterin führte, während des Aufenthaltes in Berlin, der sich nicht länger als bis zum Anfang des nächsten Frühjahrs hinausziehen sollte, das Hauswesen.

Als Winolf Jaffe das Wohnzimmer betrat, warf er den nassen Havelock nachlässig auf den zunächststehenden Stuhl. Nummehr gewahrte er erst, daß der Thee, trotzdem Mr. Glover nicht im Zimmer anwesend war, bereits fertig angerichtet auf dem mit einer Plüschdecke beschützten Mahagonitisch stand.

„Nanu, kam ich zu spät?“ murmelte der Maler und ließ sich auf das Sopha nieder, zündete sich eine Cigarre an und schlürfte behaglich seinen Thee. „Es ist doch fatal, daß man in diesem schönen Heim nur in der Gesellschaft eines alten langweiligen Mannes leben muß, anstatt ein reizendes Frauchen an seiner Seite zu haben“, dachte er bedauernd, während seine Augen durch die mittelgroße, mit dunklen Stoff-Tapeten ausgeschlagene Gemach, dessen Einrichtung im Renaissancestil gehalten war, schweiften. Jetzt wurde die Thür des Nebenimmers geöffnet und Mr. Harry Glover trat über die Schwelle. Er war trotz seiner sechzig Jahre immer noch ein rüstiger Mann; die lange auffallend hagere Gestalt hielt sich kerngerade, das Haupt- und Barthaar war schneeweiß, aber das stolze Auge bligte noch in fast jugendlicher Lebhaftigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten].

### Hugo Grotius.

Zu seinem zweihundertfünfzigjährigen Todestage.\*)  
Von Eugen Jsolani (Dresden).

Die Geschichte der Wunderkinder kennt nur wenige Beispiele von solchen bedeutenden Individuen, die aus Wunderkindern Wundermenschen geworden sind. Tritt heute irgendwo auf irgend einem Gebiete ein Wunderkind auf, so entsteht auch sofort die allgemeine Befürchtung, daß die allzu frühreife Menschenblüthe nicht zu jener Entfaltung gelangen werde, die von ihr zu hoffen und zu erwarten ist. Freilich hat man es heutzutage auch nur allzu oft mit Treibhausgewächsen dieser Blüthenpezies zu thun. Ein keimendes Talentchen wird rasch zur Entwicklung gebracht, um auf dem modernen industriellen Wege der Schaustellung von Ort zu Ort geschleppt und finanziell ausgebeutet zu werden. Dabei ist eine gesunde Reife nicht denkbar. Nur in Ausnahmefällen wird die ruhige Entwicklung eines Talentes ermöglicht.

Wenn dies auch in früheren Jahrhunderten schon der Fall war, so gehörte Hugo Grotius zu jenen Ausnahmen. Er war ein echter Wunderknabe. Am 10. April 1583 zu Delft geboren, machte er bereits in seinem achten Lebensjahre lateinische Verse, disputirte im Alter von fünfzehn Jahren über philosophische Thesen und gab als sechzehnjähriger Jüngling den „Martianus Capella“ mit Anmerkungen heraus. Aber aus dem ungewöhnlich begabten Knaben ward ein ebensolcher Mann, denn abgesehen von seiner ganzen wissenschaftlichen und sonstigen geistigen Bedeutung besaß Hugo Grotius so hervorragende Fähigkeiten, daß man sie für unmöglich halten möchte.

Wenn man jene Riesen der Gedächtniskunst, jene Männer aufzählt, die eine ungewöhnliche Begabung des Gedächtnisses besaßen, wird man niemals unterlassen, auch Hugo Grotius zu nennen, der das ganze Corpus juris im Kopfe hatte, jeden Paragraphe wörtlich herzusagen im Stande war. Und gar wunderjam muß auch der persönliche Einfluß der Lebenswürdigkeit dieses geistvollen Gelehrten und Staatsmannes gewesen sei, dessen Leben eine der romantischsten Episoden enthält, die wohl jemals von

gelehrten Männern berichtet wurden, eine Episode, die wohl den Stoff für eine Oper im Stile etwa von Cherubinis, „Wasserträger“ böte. Aber verfolgen wir, ehe wir diese Geschichte erzählen, den Lebenslauf des interessanten Mannes von Anbeginn an.

Hugo de Groot, oder wie er sich der Sitte der damaligen Zeit gemäß in latinisirter Veränderung seines Namens nannte, Hugo Grotius, verließ als elfjähriger Knabe seine Vaterstadt Delft, um sich in Leyden den Rechts- und Alterthumswissenschaften zu widmen. Er muß ein lebenswürdiger, geistprühender Jüngling gewesen sein, denn als er im Jahre 1598 also in seinem sechzehnten Lebensjahre den Rathspensionär Oldenbarneveldt auf seiner Gesandtschaftsreise nach Frankreich begleitete, erregte die Klugheit des Jünglings in so hohem Grade das Wohlgefallen Heinrichs IV., daß dieser ihm sein Bildniß an goldener Kette schenkte. König Heinrich erfreute sich an den klugen Antworten, dem schlagfertigen Witz des jugendlichen Gesandtschaftsattachés und ging gern auf die Scherze desselben ein. Als sich Grotius am Fuße verlegt hatte und ein wenig hinken mußte, warnte ihn einmal der König scherzhaft: „Fallen Sie nicht, junger Freund, fallen Sie nicht!“ Und schlagfertig antwortete Grotius: „Sire, ich habe schon lange gewußt, daß der Boden in Frankreich sehr schlüpfrig ist.“

In Orleans erwarb Hugo Grotius sodann den Gelehrten-Rang eines Doktors der Rechte und ließ sich im Haag als Advocat nieder. Im Jahre 1607 wurde er Generalfiskal und 1613 Pensionär von Rotterdam.

Zwar wußte Grotius im Vornhinein, welch schwierige Verhältnisse für ihn mit der Uebernahme des Syndicats von Rotterdam hereinschlagen mußten, und er stellte bei Uebernahme der Stellung die Bedingung, daß man ihn nie wieder absetzen könne, wenn er nicht selbst sein Amt niederlege; aber gleichwohl wurde er mit in den Strudel der Religionsstreitigkeiten hineingezogen, die damals zwischen den Gomaristen und Arminianern tobten und bei denen er als Freund und Anhänger Oldenbarneveldts auf Seiten der Arminianer stand. Ja, er war einer der heftigsten Agitatoren für die Sache der Letzteren, veröffentlichte Flugschriften im Interesse der Arminianer und als Oldenbarneveldt verhaftet wurde, ward auch Grotius ein Opfer der von ihm vertretenen Sache, auch er wurde

\*) 28. August



in Haft genommen und zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt. Während Obdenbarneveldt mit seinem Kopfe seine „Schuld“ büßen mußte, brachte man Grotius nach Schloß Loevestein, wo er, der sechsunddreißigjährige, nun sein ganzes Leben zubringen sollte.

Da rettete ihn die Liebe seiner Frau. Zwei Jahre schon brachte er auf der Festung zu, vergeblich bat er immer wieder um seine Freilassung, vergeblich hatte seine Gemahlin, Maria von Neigersberg, alle Hebel in Bewegung gesetzt, ihren Gatten der Freiheit wiederzugeben. Und als nichts half, als die treue Liebe der edlen Frau auch nicht durch die leiseste Hoffnung gekrönt wurde, den Gatten bald befreit zu sehen, griff die ebenso muthige wie energievollle Dame zu einer höchst gewagten List.

Grotius hatte sich während seiner Gefangenschaft unablässig mit dem Studium arminianischer Schriften beschäftigt. Seine Gattin ließ sich nun in einer Büchekiste ins Gefängniß schmuggeln, wechselte mit ihrem Gatten die Kleider und blieb im Gefängniß, während er in der Kiste verborgen hinausgebracht wurde. Erst als sie ihn in Freiheit und in Sicherheit wußte, gab sie sich dem Festungskommandanten zu erkennen und offenbarte ihm, was geschehen sei. Und da man mit einer Frau nichts anzufangen wußte und sich wohl fürchtete, daß es die öffentliche Meinung mit Recht verurtheilen würde, wollte man die edle Frau für ihren Opfermuth büßen lassen, so ließ man auch sie in Freiheit.

Nach einer anderen weniger glaubwürdigen Version wurde die Befreiung vollzogen, indem die Frau die Erlaubnis erhielt, ihren Gatten zu besuchen, sich bei dem Festungs-Kommandanten beklagte, das Grotius in der Gefangenschaft zu viel studire und ganz krank würde und das sie deshalb die Erlaubnis erbat und erhielt, die Bücher fortzuschaffen zu dürfen, worauf sie dann anstatt der Bücher den Mann in die Kiste verpackte und hinaus-schaffen ließ. Wie dem aber auch sei, die edle Frau wußte für ihren Gatten nichts geringeres, als ihr Leben und ihre Freiheit.

Grotius floh nun nach seiner Befreiung nach Frankreich, wo ihm Ludwig XIII. eine ansehnliche Pension bewilligte und ihn so vor Nahrungsjorgen sicher stellte. Als aber Richelieu seine Macht und seinen Einfluß entfaltete, hätte natürlich die Unterstützung des Arminianers Grotius auch bald ihr Ende erreicht, und als sich dann in seiner Heimath die Verhältnisse günstiger gestalteten, da nach dem Tode des Prinzen Moritz der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien Statthalter in den Niederlanden wurde, beschloß Grotius nach zehnjähriger Abwesenheit 1631 in sein Vaterland zurück-zufahren, sah sich hier aber bald von neuen Verfolgungen seiner Feinde bedroht, und kaum seit einem Jahr in seinem Vaterlande, mußte er 1632 wieder von dannen ziehen, da seine Feinde seine Verbannung auf Lebenszeit zu erwirken mußten.

Aber sein Glücksstern verließ ihn nicht. Grotius wandte sich zunächst nach Hamburg, und hier bewog ihn der schwedische Kanzler Drensterna, in die Dienste der Königin Christine von Schweden zu treten. Grotius willigte ein, er wurde im Jahre 1634 zum schwedischen Staatsrath ernannt und im darauffolgenden Jahre als schwedische Gesandter nach Frankreich gesandt. Aber Grotius, der nicht mehr die Geschmeidigkeit der Jugend besaß und für einen Gesandten am französischen Hofe wohl allzuviel von der Schwerefälligkeit des Gelehrten an sich hatte, fühlte sich nicht recht wohl auf diesem Posten. Ihm wurde von der Königin allerlei zur Last gelegt, doch wußte er immer wieder durch seine liebenswürdige Galanterie die Königin zu beschwichtigen und so verblieb er zehn Jahre auf seinem Gesandtschaftsposten, bis er im Jahre 1645 selbst um seine Entlassung bat. Noch einmal wollte er von Stockholm nach Holland zurück-fahren, um dort eine günstige Constellation der Verhältnisse für sich auszunützen. Aber auf der Reise dahin wurde er durch einen Sturm nach Pommeren verschlagen, und so starb er fern von seiner Heimath am 28. August 1645 zu Koftock.

Hugo de Groot's gewaltiger Geist ist keineswegs durch seine Thätigkeit als Jurist, als theologischer Polemiker und Staatsmann vollständig erschöpft. Er war ein scharfsinniger Philosoph und ein mit kritischem Geiste begabter Historiker. Dabei war er einer der ausgezeichneten neueren lateinischen Dichter, und auch in der Sprache seines Landes hat er dichterische Schöpfungen veröffentlicht, ja seine metrischen Uebersetzungen aus dem Griechischen zeugen sogar von großem dichterischen Genie.

Aber bei aller dieser reichen Begabung war Hugo de Groot ein ungemein bescheidener Mann, der erfüllt war von echter Frömmigkeit und Milde, von einem wahrhaften Humanismus.

Seine juristischen Schriften besitzen heute noch, ein Vierteljahrtausend nach seinem Tode, Autorität, von seinen theologischen Schriften, die nach seinem Tode in vier Bänden zur Ausgabe gelangten, ist insbesondere seine Schrift „De veritate religionis christianae“ als die beste Apologie des Christenthums bis auf die heutige Zeit geschätzt und wurde, wie viele andere seiner theologischen Schriften in alle europäischen und einige asiatische Sprache übersezt.

Ueber seinen theologischen Standpunkt ist viel gestritten worden. Man nannte ihn einen Atheisten, weil man seinen univervellen Geist nicht zu fassen vermochte, und Menagius verfaßte auf ihn den folgenden Vers:

Smyrna, Rhodos, Colophon, Salamis, Pylos, Argos, Athenae,  
Sideret certant vatis de patria Homeri;  
Grotiadae certant de religione Socinus,  
Arrius, Arminus, Calvinus, Roma, Lutherus.

Hugo de Groot's Schriften haben eine ganze Litteratur hervorgerufen: wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun. Ausgezeichnete Biographien des bedeutenden Mannes sind von deutschen, englischen und holländischen Gelehrten erschienen. Bis in unsere Tage hinein hat sein univerveller Geist befruchtend auf die Wissenschaften aller Nationen gewirkt; und noch heute, ein Vierteljahrtausend nach seinem Tode seines Körpers, lebt, was er geschaffen, unsterblich fort und fort.

## „Der Mann mit der eisernen Maske“.

Seit anderthalb Jahrhunderten hat das Geheimniß des Mannes mit der eisernen Maske die Phantasie des Volkes beschäftigt: ein ganzer Myrthenkranz hat das Haupt des unseligen Trägers der Maske umwoben, namhafte Geschichtsschreiber haben es versucht, den Schleier zu lüften. Die „Revue historique“ wird demüthig alle Astenstücke veröffentlichen, die ein helles Licht auf dieses dunkle Capitel aus der Regierungszeit Ludwigs XIV. werfen und der geschäftigen Legende Stillschweigen gebieten. Der „Figaro“ hat die wesentlichen Momente dieser geschichtlichen Zusammenstellung zum Voraus veröffentlicht; wir entnehmen ihm folgenden gedrängten Auszug:

Was ist nicht alles gefabelt worden über den Gefangenen der Bastille! Hat doch sogar ein gewisser Anatole Louquin nachzuweisen gesucht, hinter der eisernen Maske sei kein anderer versteckt gewesen als Molière, an dem die Jesuiten sich haben rächen wollen! Das am weitesten verbreitete Märchen hat Voltaire dem sensationslüsternen Publikum aufgebürdet. Im Jahre 1743 war ein anonymes Buch erschienen unter dem Titel „Geheime Denkwürdigkeiten zur Geschichte Persiens“ (wohl durch die Lettres persanes von Montesquieu 1721 angeregt). In diesem wurde der Gefangene mit dem Herzog von Bernandois identifizirt, dem Sohne der Geliebten Ludwigs XIV., der anmuthigen Louise de la Vallière. Er sei zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden, weil er in jähzorniger Aufwallung den Dauphin geohrfeigt habe. Diesen Fingerring benützte Voltaire, der ja selbst in der Bastille geschmachtet hatte, um eine pikante Enthüllung zu lanciren. In der ersten Ausgabe seines „Zeitalters Ludwigs XIV.“ erzählte er von einem Gefangenen mit eiserner Maske, der von auffallend schöner Erscheinung gewesen und den der Marquis von Louvois vor seinem Transport nach der Bastille auf der St. Margarethen-Insel besucht und mit größter Ehrfurcht behandelt habe. Nachdem Voltaire so die Neugier der Leser gekistelt hatte, ging er in der ersten Ausgabe seiner Questions sur l'Encyclopédie einen Schritt weiter und gab zu verstehen, die eiserne Maske habe nur dazu gedient, eine gar zu auffallende Ähnlichkeit zu verbergen. Die Leser verstanden es, zwischen den Zeilen zu lesen. In der zweiten Auflage des Werkes erklärte dann Voltaire geradezu, der Mann mit der eisernen Maske sei ein älterer Bruder Ludwigs XIV. gewesen, ein Kind Annas von Oesterreich und Mazarins. Jetzt war der Erdichtung freies Spiel gelassen. Es wurde gedruckt, der Gefangene sei der legitime Sohn Ludwigs XIII. gewesen, Anna von Oesterreich aber habe im Bunde mit Mazarin ihren Erbsöhnling untergeschoben und so auf den Thron Frankreichs gebracht. Während der Revolution erschienen Broschüren, die erzählten, jener legitime Erbsöhnling habe während seiner Gefangenschaft auf der St. Margarethen-Insel die Tochter seines Kerkermeisters geheirathet; das dieser Ehe entsprossene Kind sei von den Eltern an eine Vertrauensperson auf der Insel Corfica geschickt worden mit dem Berner, es stamme von buona parte (es sei guter Abkunft.) Die Chouans verbreiteten später ein Manifest, wonach Napoleon nur den geeigneten Zeitpunkt abwartete, um seine Ansprüche auf seine Abstammung von den Kindern der eisernen Maske zu stützen.

Die neuesten Forschungen haben nun folgende Thatsachen festgestellt: Als Ludwig XIV. und sein Minister Louvois ihre Gewaltthaten auch auf Italien ausdehnten, warfen sie ihr begehrtliches Auge auf Casale, die Hauptstadt von Montferrat, das im Besitze des gnußfüchtigen Herzogs Karl IV. von Mantua war und das sie ihm um bares Geld ablaufen wollten. Der französische Gesandte in Venedig, der Abbé d'Étrov, bestach den Staatssecretär Karls IV., Mattioli;



